Die letzte Raffinesse

SPIEGEL-Redakteurin Ariane Barth über die vielgestaltige Sex-Welt

T. PRAT / SYGMA / PANDIS

Spiel mit Geschlechts-Rollen (in Paris): Verworrene Verhältnisse

Heutzutage wird so manches geil genannt, was früher einfach toll war, und noch früher war toll nicht ganz normal. Inzwischen ist alles mögliche normal. Nun ja, der Mensch gewöhnt sich.

Jetzt also soll Bi supergeil sein. Der Mensch, bevor er sich auch daran gewöhnen mag, sträubt sich irgendwie, hat er sich doch, wie wohl die meisten Zeitgenossen, ganz unkompliziert als heterosexuell gedacht. Nun soll er bloß ein tumbes Produkt der gesellschaftlichen Zwänge sein: Phantasielos steht er da, abgeschnitten von seiner anderen Seite.

Gekitzelt durch die wechselwendigen Mondänen auf der gesellschaftlichen Bühne, durchforscht er die Obsessionen seiner trüben Nächte. War da nicht was? Und wenn nicht: Warum hat er nie den einen oder anderen Vertreter des eigenen Geschlechts begehrt?

Dabei hat er doch feine Unterschiede gemacht zwischen denen, deren Körper ihn von vornherein abstießen, und denen, deren Physis ihm als attraktiv erschien. War das schon eine untergründige sexuelle Reaktion? War er nur zu feige, solchen Impulsen nachzugeben? Saß ihm eine Art Sittenpolizei im Gehirn und zensierte die geheimsten Wünsche, so daß sie nur im Unterbewußtsein waberten, aber nie aufstiegen in die Höhe der Hirnrinde?

Oder kann man sich schlicht und ergreifend als der geborene Herr Hetero oder die geborene Frau Hetera fühlen, genetisch füreinander bestimmt, während genetisch andere Spielarten abseits vom Mainstream existieren?

So einfach hilft die Natur nicht aus der Bredouille. Sie hat zwar die Art Homo sapiens getrenntgeschlechtlich angelegt, aber doch so manches offengelassen für den Zugriff der Kultur.

Zum Beispiel ließ sich in den USA ein genetisch männliches Zwillingsbaby, dem bei der Beschneidung der Penis durch ein Unglück verschmort wurde, als Mädchen aufziehen. Die wissenschaftliche Begleitung auch anderer Fälle von falsch deklarierten Kindern offenbarte, daß die Geschlechtsidentität von Natur aus äußerst fragil sein muß. Das gleiche gilt für die Triebrichtung, die schließlich mit der Pubertät in Erscheinung tritt.

Zwar hilft die Natur, indem sie den überoptimalen Auslöser in Form des Busens und manch andere weiblichen Rundungen hervorbringt im Gegensatz zu der muskulös-männlichen Statur und dem Bartwuchs. Aber die Innenwelten der Geschlechter differenzieren sich sehr viel schwieriger aus, als es äußerlich scheint. Die Verhältnisse können so verworren sein, daß ein genetisch männliches Wesen die innere Identität einer Frau hat, deren Triebe auf das gleiche, in diesem Fall das weibliche Geschlecht gerichtet sind, so daß scheinbar ein Hetero-Paar zusammenkommt.

Dieser Problematik begegneten die verschiedensten Kulturen mit komplizierten Systemen, um Männchen und Weibchen eindeutig auseinanderzudividieren, indem sie den Geschlechtern unterschiedliche Verhaltensweisen bis hin zu unterschiedlichen Tätigkeiten zuwiesen. Schließlich sorgte ein erotischer Überbau dafür, daß die Triebe kanalisiert wurden und möglichst zwischen den zwei Polen floateten.

Das klappte keineswegs perfekt und wurde zu manchen Zeiten und in manchen Gesellschaften sehr viel lockerer gehandhabt als in der alttestamentarischen Tradition und schließlich im christlichen Abendland. Wenn schon in der Tierwelt, wie vielfach nachgewiesen wurde, homosexuelle Spielarten vorkommen, wie sollte da die Spezies Mensch eine Ausnahme sein, trotz aller kulturellen Zügelung?

Glaubt man den Soziobiologen, dann diente so manche kulturelle Anstrengung dem Ziel, die Reproduktion direkt oder auch indirekt abzustützen. Die rigide Sexualmoral des christlichen Abendlandes war leider Gottes auch eine Erfolgsstrategie: Man mehrte sich derart, daß es schließlich zur Besiedlung des entdeckten Kontinents Amerika reichte.

Die Dynamik der Fruchtbarkeit ist in der hochindustrialisierten Gesellschaft dahin. Zeichen einer abendländischen Dekadenz? Die kulturellen

Bemühungen, die Geschlechter optisch und psychisch auseinanderzudrängen, sind ermattet. Androgyne Typen treten zunehmend in Erscheinung. Welche Richtung die Triebe nehmen, ist keine Staatsangelegenheit mehr wie in den dunklen Zeiten der Gesetze gegen die Homosexualität.

Man kann das alles auch als ein Fest der Menschheitsgeschichte betrachten, verwirklicht sich doch endlich durch vermehrtes Wissen der Traum, die Lust und die Fortpflanzung einigermaßen sicher zu trennen. Vielleicht steckt auch hinter den befreiten Lüsten, die nur noch sich selber, aber nicht mehr ihren biologischen Ursprung wollen, eine weise Form der Selbstregulation in Anbetracht der drohenden Übervölkerung der Erde.

Doch diese Art von Freiheit hat ihre Kehrseiten. Identitätsprobleme treten auf: Was eigentlich macht noch den richtigen Mann, die richtige Frau aus, und wenn gar nichts mehr richtig sein sollte, wer ist man dann, wenn man nicht irgendwo, sei es im Fernsehen und Kino, ein paar Versatzstücke für eine geborgte Identität finden kann. Sei du selbst – dem Imperativ zu genügen ist zumindest schwierig, wenn nicht unmöglich.

SAVE-BILD / MINDEN

Bonoboweibchen beim Homo-Sex: Ungezügelte Spielart

Entfällt auch noch die eindeutige Richtung der Triebe, hat das Selbst die Qual der Wahl. Wie bei Kindern, die alles mögliche wollen und schnell kriegen, kann der Genuß erschöpfen: Alles egal.

Sollen sie doch ihren Basic Instincts frönen – in der heraufziehenden polymorph-sexuellen Gesellschaft mag die Selbstbeschränkung zur letzten Raffinesse werden.

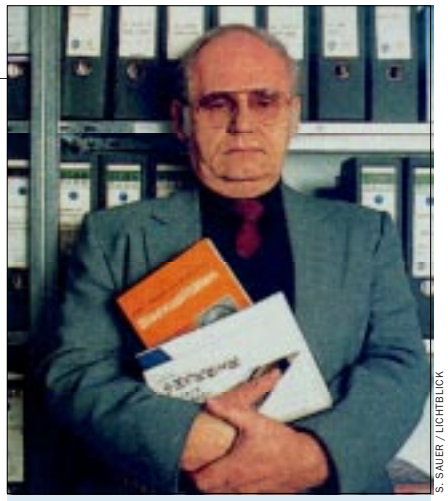
te (nach Uranos, dem Vater der Aphrodite), wohnt laut Ulrichs eine weibliche Seele inne – den „Urninginnen“, frauenliebenden Frauen, umgekehrt eine männliche. Beide Mischformen ordnete der Rechtsgelehrte zwischen den in sich stimmigen, heterosexuellen Geschlechtern ein.

Bald aber sah sich Ulrichs gezwungen, sein Vierer-Schema zu erweitern. Am Ende war er bei mehr als einem Dutzend verschiedener Geschlechtstypen angelangt: Es galt, wie sich zeigte, Urninge mit männlicher Seele („Mannlinge“), zu beiden Geschlechtern neigende Individuen („Uranodioninge“) oder auch echte Zwitter darin unterzubringen – eine Sisyphusarbeit, die mehr Verwirrung als Ordnung schuf.

Dennoch, der gescheiterte Forschungspionier hinterließ eine fortwirkende Erkenntnis: Im menschlichen Geschlechtsleben, soviel hatte er nachweisen können, geht es offenbar noch weit chaotischer zu als in Shakespeares turbulenten Liebesdramen.

Um die Jahrhundertwende begann der Berliner Mediziner Magnus Hirschfeld das von Ulrichs entdeckte Forschungsfeld neu zu beackern. Er hütete sich allerdings vor einer allzu plastischen Typenlehre, wie sie Ulrichs mit seinen Urningen vorgelegt hatte. Statt dessen vermaß Hirschfeld auf einer zehnstufigen Skala – von „kalt“, „kühl“ und „warm“ bis zu „heiß“ und „wilde Gier“ – die Triebstärke seiner Probanden. Auf einer zweiten Skala registrierte er die „Triebrichtung“, den Sexualappetit auf das jeweils andere oder auch auf das eigene Geschlecht.

Das Ergebnis der umfangreichen Ermittlungen faßte der Sexualforscher Ludwig Frey („Männer des Rätsels“) so zusammen: „In dem weiten Bereich des Sexuallebens“ herrsche „das Gesetz vom unvermerkten Übergang“. Zwi-



S. SAUER / LICHTBLICK

Sexualforscher Haeberle

„Mutwilliger Eros trieb die Liebenden nach Lust und Laune“

schen dem „vollen Mann“ und dem „vollen Weib“ einerseits und dem homosexuellen „vollen Urning“ entfalte sich eine unendliche Fülle von Variationen. Frey: „Man kann sagen: Es gibt so viele Geschlechtsanlagen wie Individuen.“

In Hirschfelds fließender Typologie tauchen Bisexuelle, „Seelenzwitter“ genannt, irgendwo in der Mitte auf, als nicht sonderlich triebstarke Minderheit ohne deutliche Konturen. Auch Sigmund Freud, dem Vater der Psychoanalyse und Zeitgenossen Hirschfelds, gelang es nicht, den unsicheren Kantonisten ein schärferes Profil zu verschaffen.

Freud ging, wie einst Mythenerzähler Platon, gleichfalls von einer doppelgeschlechtlichen Urgestalt des Menschen aus – nur daß sich der Wiener Tiefenpsychologe dabei auf die Erkenntnisse der Embryologie berief: In den ersten zwei Entwicklungsmonaten sind die Genitalanlagen männlicher und weiblicher Embryos einander weitgehend ähnlich.

Auf dieses biologische Faktum stützte sich Freud bei seiner Annahme, daß der menschliche Sexualtrieb nicht von vornherein auf heterosexuelle Liebesobjekte fixiert sei. Zumindest in der frühen Kindheit, glaubte er, könne sich der Trieb frei flottierend auf alles und jeden richten, eine Ungebundenheit, die Freud mit dem Terminus „polymorph pervers“ kennzeichnete.

Erwachsene mit vagabundierendem Geschlechtstrieb hielt Freud allerdings für entwicklungsgestört, für unreif, wenn nicht gar für seelisch krank. Das unentschiedene Pendeln zwischen den Geschlechtern treibe Bisexuelle oft in die Neurose, meinte er. Doch über derlei spekulative, dazu immer wieder korrigierte Überlegungen kam der Altmeister nicht hinaus.

Dennoch trugen die sextheoretischen Arbeiten Freuds und Hirschfelds viel dazu bei, festgefrorene Kategorien – „ty-